



Illustriertes Sonntags-Blatt

1913. * Nr. 6

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 S. m. b. H., Daresalam.

Siebestrieg.

Eine Bauerngeschichte aus dem Taunus von Fritz Nibel.
 (Fortsetzung.)

Gretchens Vater warf einen unwilligen Blick auf sie, und grollend entfuhr es ihm: „Do kannst du jetzt sehe, was du gestern angericht host! Des Brandhofers Fritz is gestern, noochdem du ihn so abgelappt host, in de Wald gelaase un is bis jetzt nit haankumme! Der hot sich am End was angetan oder is bei der Dunkelung gesterzt un lecht mit gebrochene Glieder im Wald! Sein Vatter is außer sich un will —“

Ein Schreckensruf der Tochter ließ ihn verstummen. Mit weit-aufgerissenen Augen, aus welchen verzehrende Angst sprach, stand das Mädchen vor ihm und stammelte: „Vatter, lieber Vatter, sagt so was nit — des kann jo nit sein! In de Wald is der Fritz — in de Wald in Nacht un Newel, un is nit haankumme? Un waas mer nit, wo er hinaus is?“

Erschreckt über ihre offenbar ungeheure Aufregung trat der Vater auf sie zu, legte wie tröstend seine Hand auf ihre Schulter und sagte in beruhigendem Ton:

„Wo, sei nur ruhig, Gretche — es werd jo so schlimm nit sein! Er werd schon widder haankumme — vielleicht is er schon dehaam —“

„Wo hinaus is er — wo hinaus? Sagt mir's um Gottes wille!“

„Des Bedlers Heine hot ihn nooch dem Kanzelstaa zu hinauf laase sehe — so hot wenigstens dem Fritz sein Vatter ewe gesagt! Uwer was host du dann — wo willst du dann hin?“

„Löst mich, Vatter — ich muß hinaus — muß ihn suche! Unser Herrgott geh, daß ich ihn find!“

Und ehe der Vater sich von seinem Ersttaumen über diesen plötzlichen Umschwung in ihrem Wesen erholt hatte, war Gretchen, wie sie ging und stand, zur Tür hinaus auf die Straße geeilt und ließ diese auswärts nach dem Wirtshaus „zur Krone“ zu, von wo der Waldpfad hinauf zum „Kanzelstein“ führte.

Verständnislos den Kopf schüttelnd sah ihr der Alte durch das Fenster nach und sagte dann zu seiner ihm mit einem ruhigen Lächeln ansehenden Frau: „Kannst du dir jetzt daraus en Bersch (Vers) mache, Mutter? Wie ich ihr heit morjend die Levite gelese hab wege gestern, do hot sie's absolut nit Wort harwe wolle, daß

sie dem Duetschemichel seim Dub unrecht getan hot — e groß Unrecht, denn so geht mer doch nit mit eme Bersch vor alle Zeit um —, un jetzt stellt sie sich wie übergeschnappt, noochdem sie hört, daß der meschugge Hecht uff un davon is? Mer mäant bald, der Schmutsejoppel hätt recht!“

„Er hot aoch recht!“ bestätigte Frau Förster kopfnickend. „Jetzt wo sie Angst hot, dem Fritz wäre etwas passiert, — jetzt mecht sie erst, daß sie ihn gern hot. Wär nur un Himmels wille der Bersch erst widder do! Mer kann doch immer nit wisse, ob — Willst du nit emol hinaus ins Brandhofers gehe un gucke, Vatter?“

„Warum dann nit? Des kann ich jo!“ sagte der Bauer bedächtig. „Wenn nur dem Gretche nix passiert, wo's so allaans in de Wald gelaase is?“



Der neue Brunnen auf dem Hofe des Real-Reformgymnasiums in Stuttgart.
 (Die Brunnenfigur ist ein mit einer Siege spielender Knabe.)

„Gott, was soll ihm dann passieren — es is jo heller Tag, un des Gretche is doch laa Kind mehr! Geh doch emol hin, Mathes, un frog, daß mer aus der Unruh herauskimm!“

In stürmischem Laufe war Gretchen Förster auf dem steilen, nach dem Kanzelstein führenden Pfade emporgeeilt, ohne eigentlich mit sich selbst über die sie durchwogenden Gefühle im Klaren zu sein. Eine sinnverwirrende Angst hatte sie erfaßt, als der Vater die Möglichkeit andeutete, daß Fritz verunglückt sei, und das unwiderstehliche Verlangen in ihr erweckt, den Burschen zu sehen und sich davon zu überzeugen, daß er lebend und unverfehrt sei.

Seitdem sie gestern den jungen Mann so schroff abgewiesen hatte, durchtobten sie Empfindungen, wie sie solche noch nie in ihrem jungen Leben verspürt. Das Gefühl der Genugtuung, von welchem sie sich besetzt glaubte, wollte nicht vor der immer mehr in ihr sich geltend machenden Erkenntnis standhalten, daß sie zu heftig gewesen sei, daß sie unüberlegt, unter dem Einfluß der hämischen Worte Fetzchen Wenders stehend, wider ihr eigentliches besseres Wollen gehandelt habe, als sie dem Burschen vor aller Welt die unerhörte Schmach antat. Und welchen Sturm der Reue entfesselte erst in ihr die Erinnerung an die letzten Worte Fritz Brandhofers: „Du werst mich doch deswegen nit von dir ewegstumpe, Gretche, wie mer nur aans harwe kann?“ In all ihrer Entrüstung hatten sie die Worte mit einem Schauer selbiger Freude durchrieselt — hundertmal hatte sie dieselben in

der vergangenen, schlaflos verbrachten Nacht wiederholt, und immer schwächer war ihr Widerstand gegen die auf sie mit überwältigender Macht eindringende Überzeugung geworden, daß Friß Brandhofer ihrem Herzen unendlich teuer sei.

Zwar hatte sie heute morgen, als der Vater sie wegen des gestrigen Vorfalls in ungewohnt scharfer Weise tadelte, immer noch die Empörte gespielt; als sie jedoch vernahm, was sich mit Friß Brandhofer infolge des gestrigen Austritts begeben hatte, da brach ihr künstlich aufgestachelter Stolz zusammen, und aus dem sich in eitlen Trotz gefallenden Mädchen wurde das um seine Liebe und sein Herzensglück bangende Weib.

Der Himmel hatte sich seit heute vormittag aufgeklärt, und matt schimmerte die Novembersonne durch die aus dem feuchten Waldboden aufsteigenden und in den entlaubten Ästen hängenden Nebelschwaden. Aus dem Walde tönte lautes Rufen, und Gretchen sah vor sich mehrere Männer in regelmäßigem Abstände voneinander den Hang emporsteigen — das war jedenfalls Michel Brandhofer mit seinen Knechten, die den Vermißten aufsuchten. Fast atemlos hastete sie nach und gelangte endlich auf die Höhe des Kanzelsteins, wo sie einen Augenblick mit auf die Brust gepreßten Händen innehielt, um das ungehörige Hämmern ihres Herzens zu beschwichtigen. Der Weg wurde jetzt ebener: erst dort am Beginn des dichten Tannenbestandes ging es wieder steil empor. Den Blick zur Erde gesenkt, als erwarte sie von dem mit grell rotbraunen Buchenblättern bedeckten Waldboden Antwort auf ihr angstvolles Fragen, eilte das junge Mädchen nach kurzer Frist weiter und stieg jetzt langsamer den mit felsigem Geröll bedeckten Weg zwischen den Tannen aufwärts. Da zuckte sie plötzlich zusammen und bückte sich hastig, um einen zwischen zwei Felsstücken liegenden Gegenstand aufzunehmen. Eine Brieftasche. War dieselbe von einem der suchenden Männer verloren worden? Nein — das konnte nicht sein, denn die Tasche war naß, als hätte sie während des Regens hier gelegen. Auf seinem nächtlichen Gang hatte er sie vielleicht verloren, um den sich alle ihre Gedanken drehten? Eilig schlug sie das Fundstück auf und fand sofort ihre Vermutung bestätigt, daß die Tasche Friß Brandhofer gehörte.

auf der ersten Seite des in der Tasche befindlichen Notizbuches stand sein Name. Bei dem hastigen Öffnen des Buches waren einige Ansichtspostkarten sowie ein mit blauem Band umwickeltes Papierpaket zu Boden gefallen; Gretchen bückte sich, um die Sachen aufzuheben, und gewahrte auf den Postkarten die Adresse des Vermißten. Doch was stand auf dem Paket, aus dessen schadhast gewordenen Rändern einige vertrocknete Rippen mit blauen Bergfarnblüten hervorsahen? Von einer kräftigen Männerhand geschrieben, lauteten die Worte: „Von meinem innigst geliebten Gretchen zum Andenken an den 15. Oktober 18...“ War es denn möglich? Das war das Sträußchen, welches sie dem Burschen vor mehr als drei Jahren an die Brust geheftet hatte! Friß hatte es wie ein Heiligtum aufbewahrt — er hatte sie trotz allem geliebt, und sie hatte ihn — das junge Mädchen vermochte nicht auszudenken, wie es dem Geliebten gestern begegnet war — mit den Gebärden einer Irren taumelte sie zurück nach der am Stanzelstein stehenden Ruhebank und sank mit einem herzbrechenden Schluchzen auf dieselbe nieder.

Wie lange sie so in Schmerz versunken gesessen hatte, wußte sie nicht. Schon begann die Dämmerung ihre ersten Schleier niederzulassen, als sich das Mädchen langsam erhob und den Heimweg antrat. Unter dem kühlen Windhauche, der von den jenseitigen Höhen herüberstrich, begann sie zu frösteln, und trostlos ließ sie ihre Blicke über die entlaubten, von wallenden Nebeln durchzogenen Wälder der Berghänge schweifen. So leer und öde wie die unter dem Nahen des Winters erstorbene Natur, so bar alles Hoffens erschien ihr das eigene Innere. Alles, was darin seither wogte und gärte, bald beseligend aufjauchzend, bald trozig emporflammend oder in einsamen Stunden sehnend verharrend — alle Empfindungen waren hinweggefegt von der traurigen Gewißheit: er hat dich geliebt so innig wie du ihn, ohne es zu wissen, und zu wollen, geliebt hast, und du selbst hast dein Lebensglück für immer verscherzt. Wäre er ihr jetzt entgegengetreten — sie hätte sein gestriges Geständnis, daß er sie liebte, mit Jubel erwidert, hätte an seinem Herzen Erlösung von der sie namenlos peinigenden Angst gesucht und wäre demütig vor ihm niedergesunken, um seine Verzeihung zu erlangen.

Jetzt stand sie wieder auf der Dorfstraße. Mehrere vom Felde zurückkehrende Männer, den Karst oder die Schippe auf der Schulter, gingen vorüber und sahen der schönen Tochter des Lattenmathes verwundert nach, wie sie sich dicht an den Häusern vorbeidrückte, als wolle sie von niemand gesehen sein. Das war man ja an dem schwarzen Gretchen gar nicht gewöhnt, das sonst so forsch und herausfordernd über die Straße ging! Schämte sie sich doch am Ende wegen des gestrigen Austrittes und fühlte sie, daß man ihr die Schuld an dem spurlosen Verschwinden Friß Brandhofers

gab — denn daß dieser verschwunden war, das hatte sich schon im ganzen Dorfe herumgesprochen. Und weitergehend sagte einer der Männer zu dem neben ihm hergehenden Burschen:

„Die hot Hoor uff de Bähn — gnade dem Gott, der die emol haamführt! Ich wollt sie Mores lehre!“

Der Sprecher hatte seine Stimme keineswegs gedämpft, vielmehr — wohl absichtlich — so laut gesprochen, daß Gretchen jedes Wort vernahm. Wie ein Schreden durchzuckte es sie. Galt sie im Dorfe für eine böse Sieben, der jeder zehn Schritt aus dem Wege gehen mußte? Und hatte vielleicht aus diesem Grunde Friß Brandhofer stets eine so eigentümliche Zurückhaltung gegen sie beobachtet? Wurde sie so von den Leuten verkannt? Mit Wissen und Willen war sie doch gegen jedermann freundlich gesinnt, brachte jedem ihrer Mitmenschen die gebührende Rücksicht entgegen und konnte sich gewiß nicht vorwerfen, eigenwillig oder gar hochmütig zu sein. Und dennoch hatte der Mann da eben gesagt: „Gnade Gott dem, der die emol haamführt!“ nur weil sie gestern sich zu Worten hatte hinreißen lassen, die sie jetzt, ach so bitter, bereute! Es überfiel sie ein heißer Drang, den Leuten zu beweisen, daß sie ihr unrecht taten, daß sie es wert sei, geachtet und geliebt, aber nicht gefürchtet zu werden.

Und ganz erfüllt von dieser Begierde schritt sie dem väterlichen Hause zu. Vor sich sah sie eine Frauengestalt mit schwerer Traglast auf dem Kopfe breitspurig und offenbar mühselig die Dorfstraße dahinhumpeln. Das war ja die Botensoph aus Glashütten, das alte, gebrechliche Weiblein, dessen sie und Friß Brandhofer sich neulich so mitleidig angenommen hatten! War es Gretchen nicht, als müßte sie auch heute dem armen Geschöpf Gutes erweisen?

Mit einigen raschen Schritten hatte sie die alte Frau erreicht, erkundigte sich nach ihrem Wohlergehen und bot ihr an, doch mit ihr in das Haus zu kommen und eine Tasse heißen Kaffee zu trinken, sowie einige Butterbrote zu essen, damit sie ihren Weg neugestärkt fortsetzen könne.

Dieser Lockung vermochte die Botensoph nicht zu widerstehen. Kaffee, das war für sie der Inbegriff des Köstlichsten, was es auf der Welt gab, besonders wenn er, wie sie aus Erfahrung wußte, so gut wie im Försterschen Hause gekocht wurde. So ließ sie sich denn gar nicht lange drängen und folgte dem jungen Mädchen in die Küche, wo einige Minuten später der dampfende Labetrunk vor ihr stand. Zwar hatte die Soph behauptet, daß sie sich nur „ein paar Augenblicke“ aufhalten könne, um nicht gar zu tief in die Nacht zu kommen, aber es blieb bei dem guten Vorjah: denn als sie erst einmal ins Schwagen geriet, ging ihr Mund wie ein Mühlwerk, und sie fand kein Ende, von sich, ihrer verwitweten Tochter und ihren sechs Enkelchen zu erzählen. Daß das Peterchen neulich in den Bach fiel und darauf ins Bett gesteckt wurde, um zu schwitzen, daß die kleine Därbel so schwer zahne, und daß der Franz in der Schule so gut lerne, das wurde alles in ausführlicher Breite geschildert, wie auch, daß sie, die Soph, gegen ihre Wicht jetzt die Beine mit einer Mischung von Wildmenschensfett und Napoliumsöl einreibe und diese Salbe für sehr gut finde, daß ferner der Faselochs in ihrem Dorfe vorige Woche durchgebrannt sei und um ein Haar den Herrn Lehrer umgerannt habe.

Gretchen hörte der wie ein Brümlein plätschernden Rede der Alten geduldig zu, ohne den Sinn der Worte zu erfassen, denn ihre Gedanken weilten bei ganz anderen Dingen — als jedoch die Erzählende den Namen Friß Brandhofer nannte, da horchte sie gespannt auf und ließ sich das zuletzt Gesagte wiederholen.

„Ei no,“ meinte Soph, „des is doch der sauerer Vorsch, der so gut und freundlich gege mich gewese is! Unser Herrgott lobn's ihm! In Jdita hab ich ihn heit morjend gesehe —“

„Des Brandhofers Friß host du heit gesehe, Soph, un des sagst du erst jetzt?“

„Wenn ich gewußt hätt, daß du's gern höre willst, hätt ich gleich damit angefangen“, erwiderte die Soph auf die hastige Frage Gretchens. „Er hot mir awer gar nit gefalle — is über die Was gange, als tät er Kalenner mache, un hot e Gesicht gemacht wie e Kay, wenn's dunnert. Dem is gewiß heit was in die Luer kumme, hab ich do zu mir gesagt. Vielleicht hot er sei Frucht zu wohlfeil verkaaft — heit war jo Markt —, un do ärjert er sich jetzt, weil er sich von de Händler hot beschwäge losse! Ich sag dir, Gretche, bei dene Hännel (Händel) muß mer uffpasse wie e Dohl, daß mer nit belurt werd! Do war unserm Vorjermaaster sein Kunrad vorm Johr aach mit fufzehn Malter Hawer uff de Markt gefahre un wollt sie verkaafe. Hot aach gedacht, en schöne Preis zu löse, un war mit dem Händler Wolf — waacht du, dem kaane mit dene schepppe Baan — jo weit überaans kumme, daß der Händler den Hawer —“

„Awer Soph, was geht mich dann eiem Vorjermaaster sein Hawer un der Händler Wolf an?“ unterbrach Gretchen die unermüdblich Schwagende ungeduldig. „Erzähl mir doch lieber, was du von des Brandhofers Friß gehört un gesehe host!“

„Jaso, von 's Brandhofers Frik!“ erwiderte die Alte, indem sie einen schelmischen Blick auf das Mädchen warf. „Welle, es is jo was zwische dich zwaa im Gang? Ich bin's gleich gewahr worn weilich, wie mir's schlecht is worn un wie der Vorsich mich doher getrage hot. En sauwerer Vorsich — en scheener Vorsich — mit dem kannt du Staat mache, Gretche! Ja, wenn mer jung is — do hängt aan der Himmel voll Basgeihe! Du liever Gott, wenn ich daran denk, wie ich nit mit mein Hannes selig Hochzeit gemacht hab — schon un die verzig Johr sein's her — wie der Hannes selig domols —“

„Awer Seph, loß doch jetzt dein Hannes in Ruh! Von 's Brandhofers Frik host du mir verzähle wolle! Ich vergeh jo vor Ungeduld!“

„Ich bin jo dabei, dir alles wie am Schnürche zu verzähle!“ beruhigte die Alte. „Ich kann mir's jo-denke, wie's dir zumut is! Domols, wie ich nit mit mein Hannes selig gange bin, hab ich's aach gar nit abwartete könne, bis er owends kumme is.“

„Wo des Brandhofers Frik hingange is, Seph, will ich wisse!“ mahnte das Mädchen dringend.

„Wo er hingange is? — Ja! waast du's dann nit?“ Die Alte betrachtete das Mädchen mit einem fragenden, fast erschrockenem Blick. „Allweil geht mir e Licht uff,“ fuhr sie dann fort, „du bist unaans (uneinig) mit ihm, un er is uff un devon — deswege hot er e Gesicht gemacht wie drei Dag Regewetter! Gretche, dann loß dir um Himmels wille rote (raten): Setz dein Kopp nit uff, sonst limnt's zu laam gute End! Die Mannsleit sein aaner wie der anner! Mein Hannes selig un ich have uns aach emol gelappelt (gezankt), un do is der Hannes uffgepackt un hot sich drei Dag lang nit sehe losse — die Lage hab ich mir fast vor de Kopp gebrüllt —“

„Awer Seph, dann loß doch die alte Geschichte un verzähl!“ flehte das Mädchen verzweifelt.

„Jaso — von dem Vorsich! No — er is grad in des Werts-haus hinein, wo ich mein Korb abstelle — do hab ich noochher in der Küche gesehe bei eme Schälche staece un hab ihn dorch des laa Fensterche in der Wertsstüb bei jo eme große Mann mit schwarzem Bart s'be sehe.“

„Un host du nit gehört, was sie zusamme geschwätzt have, Seph? Host du den Mann mit dem schwarze Bart nit gekennt?“ fragte Gretchen die Botenfrau weiter.

„Gekennt hab ich ihn nit, aber die Wertsfraa hot gesagt, des war der neue Pächter vom Westersfelder Hof — do bei Camberg herum, waast du! Un über was sie dischuriert have, do bin ich nit jo recht herauskumme, sie have immer jo leis gepöschpelt (gesüßelt). Nur zulekt hab ich gehört, wie der mit dem schwarze Bart gesagt hot: kumm nur, Frik! Gleich druff sein sie zusamme fortgange, un ich —“

Wieder wurde die Seph in ihrer Rede unterbrochen, un zwar dieses Mal durch den Kuckucksruf der Uhr, die die sechste Stunde verkündigte. Erschreckt fuhr das alte Weiblein von dem Stuhle empor un stammelte:

„Ei, du lieb Herrgottche — schon sechs! Do hab ich mich wider schon verbabbelt! Do muß ich mich awer tunnele — sonst werd's jo nächst neun, bis ich haankumm! Adje, Gretche! Dank schön for die Aßwartung, un mach's so, wie ich dir gesagt hab — dann kannt du ihn noochher um de Finger wickeln!“

„Un host du gar nix weiter gehört, Seph?“

„Gar nix — kumm, helf mir alleweil e bißche hebe!“

Die Botenfrau war nicht mehr zu halten. Vorsichtig an dem Türpfosten sich haltend, schritt sie mit ihrer Last auf dem Kopfe die nach der Torfahrt führenden Stufen hinab un verabschiedete sich mit den Worten:

„So Gott will, kumm ich die Woch noch emol vorbei — dann werd jo alles wider hübsch in der Reich sein!“

Ihre Schritte waren längst im Dunkel verhallt, als Gretchen noch immer auf einem Flecke stand un über das Gehörte nachgrübelte. Die stürmische Freude, welche sie darüber empfand, daß Frik Brandhofer gesund un wohl auf sei, wurde durch die Erwägung getrübt, daß sich der Bursche offenbar absichtlich entfernt hatte un vielleicht für immer fern bleiben wollte, un ihr, die ihn jo schwer gekränkt hatte, nicht mehr zu begegnen. Was sollte sie tun? Wie ihn wissen lassen, daß sie bitter bereute, was sie ihm angetan — wie sollte sie ankundschaffen, wo er sich jetzt befand?

Die laute, aus dem der Küche gegenüberliegenden Wohnzimmer klangende Stimme ihres Vaters schreckte sie aus ihren Betrachtungen. Was wohl den sonst so gleichmütigen Mann erregte, daß er sich in offenbar unwilligen Ausrufungen erging? Gretchen glaubte mehrere Male den Namen desjenigen zu hören, un den sich ihre ganze Gedankenwelt drehte, un begierig zu erfahren, un was es sich handelte, trat sie rasch in das Zimmer. Bei ihrem Eintreten verjümmerte der Vater plötzlich un trat mit ärgerlichem Gesicht an das eine der Fenster, an welchem er stehen blieb un in die Nacht hinausstarrte, während die Mutter in ihrem Lehnsuhle eine Miene vollständiger Hofflosigkeit zur Schau trug.

Auf die angstvolle Frage des Mädchens, un was es sich handelte, antwortete die Mutter nach einigem Zögern:

„Verdruß hat er gehabt mit dem Brandhofer seiner Fraa, der Vatter! Wie er erwe dort war, un zu höre, ob der Frik widder haankumme is, do hot ihm dem sei Mutter die bitterste Vorwürf gemacht. Du wärst schuld dran, daß er uff un devon wär un vielleicht sei Lebtag nit mehr widder kām!“

„Dabei is sie nit aus dem Greine herauskumme!“ warf der Vater, sich umwendend, ein. „Ich hab ihr zugerod, sie sollt doch nit so außer sich sein un sollt doch erst abwartete, wie alles kummt — do hot sie uffbegehrt un hot gesagt, dich tät sie ihrer Lebtag nit mehr angucke, un was sie noch for verrückt Zeug dorchenaner gebabbelt hot. Schließlich hab ich gemacht, daß ich forkumme bin, denn was wollt ich noch weiter sage? Unrecht konnt ich ihr nit gewe, un Recht wollt ich ihr nit gewe!“

Mißmutig trat der Alte wieder an das Fenster un trommelte auf die Scheiben. Wie Trost un Rat suchend sah Gretchen nach der Mutter, doch diese erwiderte die stumme Frage nur mit einer Gebärde, in welcher sich sowohl das Bedauern über das Vorkommnis wie auch Vorwurf gegen das Mädchen ausdrückte. Da verließ Gretchen langsam die Stube, ging durch den Flur in die Nacht hinaus, unbewußt einer Eingebung folgend, die ihr gebot, vor allen Dingen die Eltern des Verschwundenen aus der peinlichen Ungewißheit zu reißen, wenn sie sich auch dabei einer unfreundlichen Behandlung seitens des Brandhoferschen Ehepaars aussetzte. Wie sie die alten Leute tröstete un ihr Verhalten von gestern entschuldigen wollte, das wußte sie noch nicht; der Augenblick sollte ihr die richtigen Worte eingeben.

Die Nacht hatte längst ihre Herrschaft angetreten, als Michel Brandhofer mit seinen knechten nach Hause zurückkam. Kreuz un quer hatte er mit den Leuten auf mehrere Stunden Entfernung hin den Wald abgeseucht, ohne eine Spur von dem vermißten Sohn zu entdecken. Daß die Suche vergeblich gewesen war, beruhigte den Vater einigermaßen, denn es war demnach anzunehmen, daß Frik nicht das Opfer eines Unglücksfalls geworden sei, sondern daß er sich entschlossen hatte, infolge des gestrigen Vorfalles das Dorf zu meiden. Michel Brandhofer konnte dem Sohne nachfühlen, daß es ihm unerträglich sein müsse, nach dem erfahrenen Schimpf unter den Augen der Leute herumzugehen, un sein ganzer Groll richtete sich auf diejenige, welche die Urheberin dieses Schimpfes war. Hatte er sich die verfloßenen Tage her seinem Frik gegenüber nur zum Scheine gebärdet, als wäre ihm Gretchen Förster als Schwiegertochter nicht recht, so war es ihm jetzt voller Ernst damit — eine so jähzornige, eigenwillige Person, die sich nicht entblödete, vor dem ganzen Dorf einen so unerhörten Skandal anzuschlagen, sollte ihm nicht ins Haus kommen; da wäre es ja für immer mit dem häuslichen Frieden vorbei gewesen.

Zu Hause angekommen hatte er Mühe, seine Frau einigermaßen zu trösten, die sich wie eine Verzweifelte gebärdete, als sie ersuhr, daß die Suche erfolglos gewesen; un merkwürdig war es, daß er sich in den vorgebrachten Trostesgründen selbst aufrichtete un seine gewohnte Ruhe wieder gewann. Als er dann von dem Besuch des Pattenmathes un dem zwischen diesem un seiner Frau stattgefundenen Wortwechsel ersuhr, gab er seiner Frau in bezug ihres Verhaltens gegen den alten Freund vollständig recht un erklärte, daß auch er Försters seine Meinung über ihre Tochter unverkümmt sagen würde, wenn auch die alte Freundschaft in die Brüche ginge.

So wartete des schwarzen Gretchens keineswegs ein angenehmer Empfang. Michel Brandhofer ging wie ein grollender Löwe in der Stube auf un ab, un seine Frau war aufs neue in Tränen ausgebrochen, als die Torglocke rasselte un gleich darauf Gretchen Förster bleichen Angesichts auf der Schwelle erschien.

Erstaunt betrachtete sie der Bauer einige Augenblicke, als zweifelte er, recht zu sehen; dann zog es über sein Gesicht wie Verlegenheit, un sich wegwendend sagte er in rauhem Ton: „Des is jo en rarer Besuch! Uff dich have wir zuallerlekt gewart!“

Seine Frau aber wischte sich mit der Schürze über die tränenfeuchten Augen un trat mit raschen Schritten auf das Mädchen zu.

„Du kimmst zu uns?“ hastete sie dabei hervor. „Waast du aach, was du damit angevicht host, daß du unsern Frik gestern vor alle Leit die Schand angetan host? Uff un devon is er, un du bist do dran schuld — du, die froh sein sollt, wenn e Vorsich wie unser Frik dich zum Tanz hole will!“ (Zahn folgt.)

Der Pseudokavalier.

Ein Berliner Ballabenteurer von Gustav von Pantow.

(Nachdruck verboten.)

Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft!“ bestätigte lächelnd die bestridend schöne junge Baronin Eugenie von Mineral am Morgen nach einer jüngst verlebten, ihr recht teuer gewordenen Ballnacht

Der Gatte der verwöhnten und geistreichen Dame war erst vor kurzem aus Paris als Attache an die Berliner Botschaft versetzt worden. Sie waren erst drei Jahre verheiratet, und schon nahm sie oder glaubte an ihrem eleganten Gemahl eine sie mit Schmerz und Eifersucht erfüllende Gleichgültigkeit wahrzunehmen. Während der Gatte seine Klubs besuchte, wie er vorkam, blieb die Gattin, die sich sonst häufig an der Seite des Chevaliers zeigte, allein in ihrem Hotel in der Wilhelmstraße.

„Werden wir nächsten Mittwoch den Ball in der Oper besuchen, lieber Horace?“ fragte sie eines Tages beim Mittagstisch den Baron.

„Nächsten Mittwoch? Mein liebes Kind, der Ball trifft mit meiner Klubgesellschaft zusammen, die ich unmöglich versäumen kann, da ich zu dem Komitee gehöre.“

„Könntest du dich, mir zuliebe, nicht davon freimachen?“ fragte die Baronin weiter.

Der Baron führte so triftige Gründe an, daß die Baronin, eine taktvolle Dame, nicht weiter in ihn drang und schwieg. — Früher war ihr imponierend hübscher Mann bei derlei Anlässen strahlend an ihrer Seite geschritten, ersichtlich stolz auf seine blühend schöne, junge Gattin, und jetzt weigerte er sich, ihr den kleinen Wunsch zu erfüllen. Die arme Frau nahm an, daß der Baron ohne sie den Ball besuchen würde, da er früher um keinen Preis die Hofbälle versäumt hatte.



Prinzregent-Luitpold-Denkmal in Oberstdorf im bayr. Allgäu. (Mit Text.)

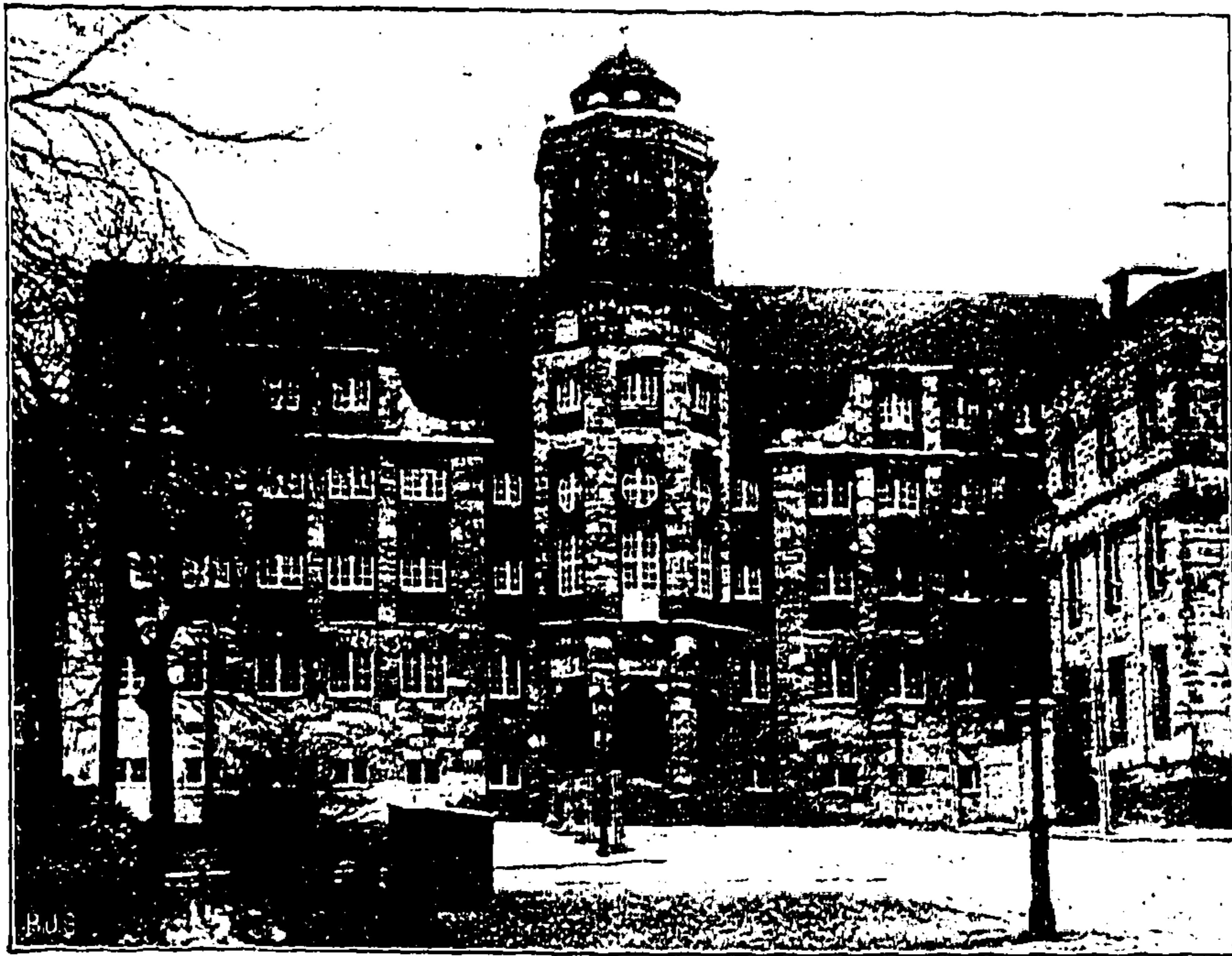
Phot. v. F. Lehmann, Sonthofen i. N.

den Ball. Eine Stunde genügt, um den Saal zu durchspähen. Siehst du ihn nicht, so kannst du dich beruhigen, dann hat er die Wahrheit gesagt.

„Besorge die Kostüme und die Einladungskarten.“

Der verhängnisvolle Mittwoch erschien. Nach dem Diner küßte der Baron galant seine Frau, um vor dem Klub noch einige Zeit in seinem Kabinett zu arbeiten. Eugenie trocknete eine Träne, als sie sich in ihrem Boudoir allein befand. Die Befürchtung, den Gatten auf dem Kostümball zu treffen, schnürte ihr die Brust zusammen. Um zehn Uhr erschien Wanda; um elf Uhr verließen beide Frauen das Hotel. Ein Auto brachte sie zum Königsplatz. Der Ball war ungewöhnlich zahlreich besucht. Prachtige Masken

und solche, die in Entschleierung der weiblichen Reize das Möglichste leisteten, wogten in dichtem Gedränge durch die glänzend erleuchteten Räume. Eugenie ging mit klopfendem Herzen an dem Arme der Freundin, in jeder Maske glaubte sie den ungetreuen



Die neue Landesbibliothek in Kassel. (Mit Text.)

Gatten zu entdecken. — Die beiden graziösen Dominos, die allein durch die Säle irrten, erregten bald die allgemeine Aufmerksamkeit.

„Wanda,“ flüsterte Eugenie, „der Türke, der uns nicht aus den Augen läßt, scheint mein Mann zu sein. Sieh nur, es ist seine Gestalt; vielleicht hat er mich erkannt.“

„Das kann dir nur lieb sein, dann weiß er, daß du seine Schliche kennst. Doch sieh nur, jetzt nähert er sich der läppigen Odaïste, komm, wir wollen ihn belauschen.“

Der Pascha ergriff die Hand der Türkin, einer reizenden vollen Frauengestalt, und zog sie in die Reihen der Tänzer, wo er, zärtlich den Arm um ihre elastische Taille gelegt, in den weichen Tonwelleneineschmelzenden Walzers mit ihr dahin-

schwebte. Plötzlich war das Tänzerpaar ihren Augen entschwunden.

„Komm, komm!“ flüsterte Wanda, die Freundin nützlichend.

„Wohin?“

„In die Nische dort, welche der Pascha in diesem Augenblick betreten hat.“

Eugenie ließ sich willenlos fortziehen. Ehe die beiden Frauen die Nische erreichten, die sich in einem Winkel des großen Saales befand, wurden sie von einem Duzend Harlekins umringt, die auf ausgelassene Weise ihre Maskenfreiheit benutzten: sie schlugen mit Pricksen aufeinander los, quiekten, schrien und trieben das tollste Zeug. Ein neuer Haufen komischer Masken vergrößerte das Gedränge, und nach wenigen Minuten waren die beiden Frauen getrennt, die sich die tolle Schar zum Gegenstand ihrer

Scherze genommen zu haben schienen. Die arme Eugenie befand sich allein in einem Kreise glänzender Harlekins, die mit ausgelassenen Grimassen



Nieseneichhorn und Prevoists Eichhorn. (Mit Text.)

Originalzeichnung von Paul Neumann.

sie umtanzten. Die Baronin war dem Umsinken nahe; auf ihre bittenden Gebärden antwortete man durch Lachen. Der Tumult wurde immer größer, da in diesem Augenblick ein neuer Masken-

zug im Saale erschien. Die Harlekins mußten berauscht sein. Da leckte die hohe Gestalt eines Mannes den Kreis; er trug einen eleganten schwarzen Domino, eine feine Halbmaske und ein schwarzes Barett mit weißer Feder, die über den Rücken herabfiel.

„Zurück!“ rief er mit kräftiger Stimme, und durch die Löcher der Maske sah man seine vor Entzückung glühenden Augen. „Diese Dame steht unter meinem Schutze.“ Und mit energischem Ausdruck hatte er eine Gasse zwischen den Harlekins gemacht.

Ein lautes Gemurmel erhob sich. „Ich bitte, reichen Sie mir Ihren Arm, Madame“, sagte nun der Domino ruhig.

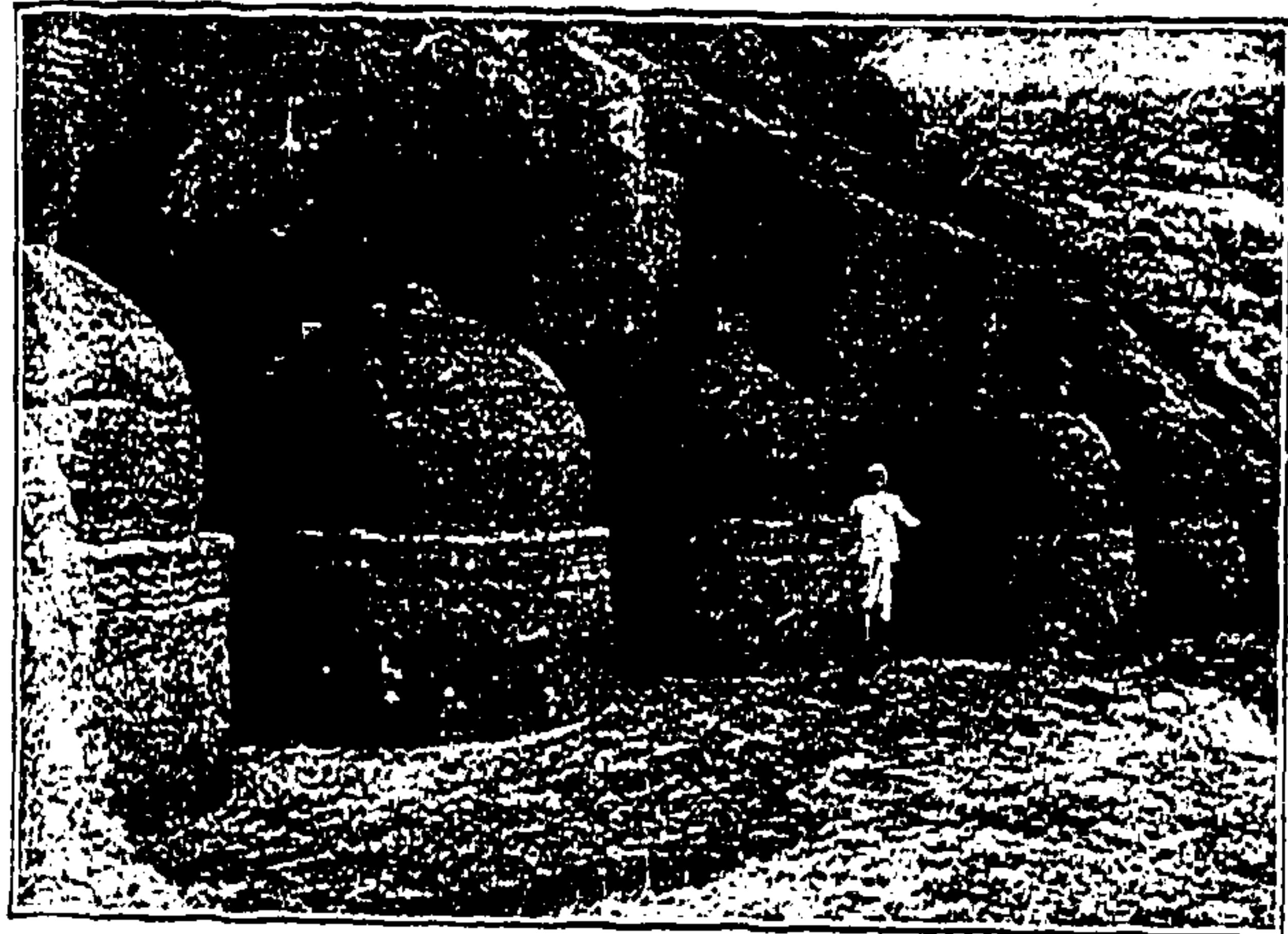
„Führen Sie mich aus dem Saal, mein Herr, ich beschwöre Sie!“ flüsterte die bedrängte Frau.

Der Domino zögerte nicht. — Fünf Minuten später standen beide vor dem Portal des Opernhauses.



Der neue österreich-ungarische Generalstabschef Freiherr Conrad v. Hötzendorf. (Mit Text.)

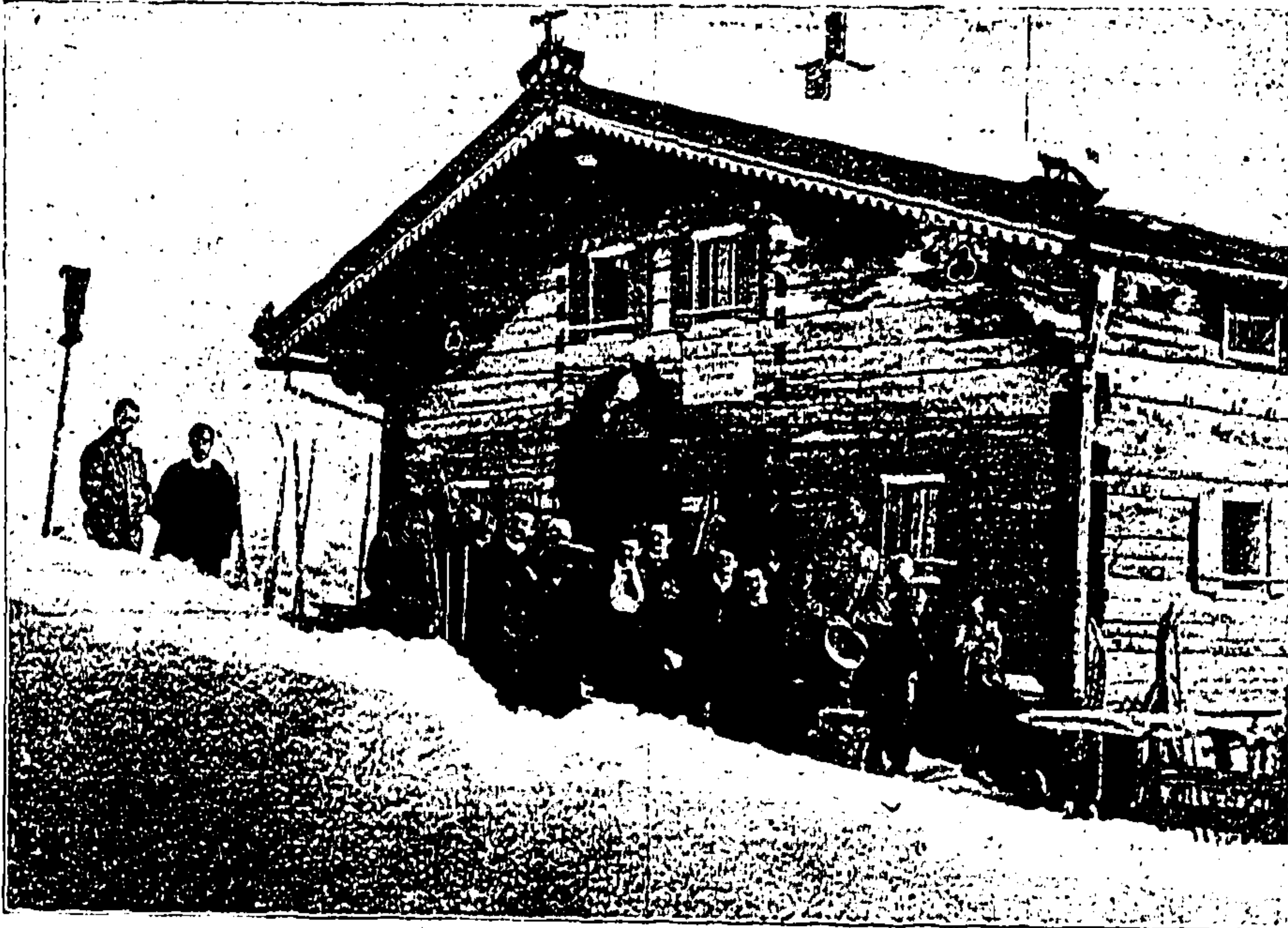
Eugenie hing zitternd an dem Arme ihres Beschützers, sie vermochte kaum noch, sich aufrecht zu erhalten. Ein dichtes Schneegestöber hatte sich erhoben, die Nacht war rau und kalt. „Einen Wagen, mein Herr! Ich bin so erschöpft, daß ich nicht gehen kann. Der Domino rief nach einer Droschke. Das Unglück wollte, daß in diesem Augenblick kein Wagen in der Nähe war. Der eiskalte Wind trieb eine Flut von Schnee auf die leichtgekleidete Frau. „Hier können wir nicht bleiben“, murmelte mitleidig der fremde Cavalier. „Um des Himmels willen, führen Sie mich nicht wieder in den Saal zurück.“ „Aber Sie sind krank, Madame; wohin wenden wir uns? Ah, dort drüben ist noch ein Café offen — folgen Sie mir — ich werde einen Wagen bestellen lassen!“ Die Baronin ließ sich führen. Ihre kleinen, mit Atlaschuhchen bekleideten Füßchen mußten den Schnee durchwaten. Zitternd vor Kälte und Erschöpfung trat sie in



Jüdische Fürstengräber. (Mit Text.)

das Kaffeehaus, wo sie halbohnmächtig in einen Sessel sank. — „Madame, in diesem Zustande können Sie den Heimweg nicht antreten. Sie müssen etwas genießen, Sie müssen sich erfrischen. Erlauben Sie mir, daß ich die Sorge für Sie übernehme. Ich bitte Sie zu Gaste. Marquise, die Speisekarte. Eine Flasche guten Burgunder! Dann eine Bouquetille vom besten ‚Senkel trocken‘ frappieren!“ Eugenie wollte ablehnen; der großmütige Protektor ließ sie nicht zu Worte kommen. „Wir speisen zusammen, Madame“, sagte er, „dann hole ich einen Wagen und Sie fahren in Ihre Wohnung.“ Das Betragen des Dominos war so lebenswürdig, so dezent, daß Eugenie sich der freundlichen Gewalt fügte, zumal da sie annehmen durfte, der Fremde sei ein Cavalier. Man sprach über die Ausgelassenheit, die auf diesen Künstlerbällen herrschte; der Domino tat entrüstet. In seiner Entrüstung verzehrte er Trüffel, Pasteten und Kompotts, kurz das Feinste, was die Speisekarte aufzuweisen hatte. Der ersten Flasche Champagner, anschein-

das Kaffeehaus, wo sie halbohnmächtig in einen Sessel sank. — „Madame, in diesem Zustande können Sie den Heimweg nicht antreten. Sie müssen etwas genießen, Sie müssen sich erfrischen. Erlauben Sie mir, daß ich die Sorge für Sie übernehme. Ich bitte Sie zu Gaste. Marquise, die Speisekarte. Eine Flasche guten Burgunder! Dann eine Bouquetille vom besten ‚Senkel trocken‘ frappieren!“ Eugenie wollte ablehnen; der großmütige Protektor ließ sie nicht zu Worte kommen. „Wir speisen zusammen, Madame“, sagte er, „dann hole ich einen Wagen und Sie fahren in Ihre Wohnung.“ Das Betragen des Dominos war so lebenswürdig, so dezent, daß Eugenie sich der freundlichen Gewalt fügte, zumal da sie annehmen durfte, der Fremde sei ein Cavalier. Man sprach über die Ausgelassenheit, die auf diesen Künstlerbällen herrschte; der Domino tat entrüstet. In seiner Entrüstung verzehrte er Trüffel, Pasteten und Kompotts, kurz das Feinste, was die Speisekarte aufzuweisen hatte. Der ersten Flasche Champagner, anschein-



Die Nobinger Hütte des Alpinen Skiclubs München am Harlabanger. (Mit Text.)
Phot. Nicolai Kuf, München.



Auf der Saujagd. (Mit Text.)

nend seiner Lieblingsmarke, war sehr bald eine zweite gefolgt: die arme Baronin berührte einiges von den Speisen, um nicht undankbar zu erscheinen. Nach einer halben Stunde hatte der Domino seine Mahlzeit beendet.

„Wie fühlen Sie sich, Madame?“ fragte er.

„Mir ist besser.“

„Gut, so hole ich auf der Stelle einen Wagen.“

„Aber wie soll ich Ihnen danken, mein Herr?“

„Dadurch, daß Sie annehmen, ich habe Ihnen auch nicht den geringsten Dienst geleistet. Was ich tat, würde jeder Kavaliere an meiner Stelle getan haben.“

„O, so können Sie das Werk Ihrer Großmut dadurch, daß Sie mir rasch einen Wagen besorgen.“

„Geh Sie noch eine Tasse Tee getrunken haben, werde ich zurück sein. Garçon, eine Tasse Tee mit Biskuit!“

Der Domino wuschte sich den Mund mit der Serviette und verließ hastig den Saal. Eugenie wartete zehn, zwanzig Minuten, eine halbe Stunde — der Schützer blieb aus.

„Der Fremde wird keinen Wagen finden können“, dachte sie, „er verzeiht mir sicherlich, wenn er mich nicht mehr antrifft.“

Sie hüllte sich in ihren Domino, um sich zu entfernen. Der Stellner trat ihr entgegen.

„Mein Freund“, flüsterte Eugenie, „wenn der Herr im Domino zurückkehrt, so sagen Sie ihm, ich lasse wegen meiner Entfernung um Entschuldigung bitten.“

„Soll geschehen“, war die Antwort, „doch zuvor bitte, bezahlen Sie.“

Die Baronin erschrak; sie erinnerte sich, daß sie kein Geld zu sich gesteckt, da Wanda für alles gesorgt hatte.

„Er ist die Rechnung“, fuhr der Stellner fort; „jener Herr hat mich an Sie gewiesen, als er sich entfernte.“

„An mich?“

„Meine Frau wird bezahlen“, hat er mir gesagt.“

Hätte die Maste nicht das niedliche Gesicht der Baronin bedeckt, so würde der Stellner gesehen haben, wie sie vor Scham erröte, denn sie begriff, daß sie einem Abenteuerer in die Hände gefallen war, der auf ihre Kosten ein vortreffliches Nachtessen zu sich genommen hatte. Die Rechnung betrug sechszig Mark. Es erschienen immer mehr Masken. Der Stellner begann, die Dame mit argwöhnischen Blicken zu mustern.

„Nehmen Sie, nehmen Sie!“ sagte die Baronin, indem sie mit zitternder Hand eines ihrer kostbaren Armbänder löste. „Morgen früh werde ich die Rechnung bezahlen und den Schmuck zurückfordern.“

Eugenie atmete auf, als sie in das Freie trat. Eine große Gruppe von Fuhrwerken aller Art hielt vor dem Opernhause, in welchem die Ballmusik noch rauschend ertönte. Sie bestieg einen Wagen und ließ sich nach ihrer Wohnung fahren, wo der Pförtner den Kutscher bezahlte. Kaum hatte sie ihre Zimmer betreten, als auch der Baron nach Hause kam; sie hörte es an dem Öffnen und Schließen der Türen. Wußte sie nun, ob er auf dem Maskenballe gewesen war? Sie verbrachte eine traurige Nacht. Schon früh am nächsten Morgen kam Wanda, sich nach der Freundin zu erkundigen. Eugenie erzählte ihr Abenteuer und bat die junge Frau, da sie sich einer dritten Person nicht anvertrauen könne, das Armband zurückzuholen. Wanda nahm die Rechnung und fuhr ab. Nach kaum einer Stunde trat sie wieder zu der harrenden Eugenie in das Zimmer.

„Wo ist mein Schmuck?“

„Der Stellner sagte mir verwundert, daß der Herr, der diese Nacht die Reche gemacht, das Armband seiner Frau schon vor einer Stunde mit fünfundsiebzig Mark eingelöst habe.“

Die Baronin ward bleich; sie hatte ein Geschenk ihres Mannes verloren, das einen Wert von zehntausend Mark hatte. Damit das Abenteuer der Ballnacht nicht bekannt wurde, mußte sie den Verlust ruhig erleiden.

„Das sind die Folgen der Eifersucht!“ rief sie aus.

Einige Tage später erfuhr sie, daß der Baron in derselben Nacht zehntausend Mark im Klub verspielt hatte.

„Das war eine teuere Nacht!“ sagte Wanda, welche die Nachricht überbrachte.

„Ich bezahle sie gern“, antwortete Eugenie lächelnd, „denn ich habe nun die Gewißheit, daß der schöne Pascha eine fremde Person war.“

Von dem schwarzen Domino hat man nie wieder etwas gehört.

Das zweite Gesicht.

Von W. Kabel.

(Schadung verboten.)

Eine der vielumstrittensten Fähigkeiten des menschlichen Geistes ist noch heute die des sogenannten Zweiten Gesichtes, d. h. der Gabe, Zukünftiges voraussehen zu können. Daß eine derartige Seherkraft tatsächlich einigen Personen eigenartig

gewesen ist, wissen wir aus verschiedenen Berichten völlig glaubwürdiger Zeugen. In den letzten Jahren sind nun wieder mehrere Fälle dieser Art vorgekommen, deren Einzelheiten beweisen, wie unrecht man tut, diese seltsame Geistesfähigkeit als einen unserer modernen Zeit unwürdigen Aberglauben zu belächeln.

In dem Grand Bazar, dem größten Warenhause New Yorks, war als Verkäuferin ein junges Mädchen namens Gladys Halland tätig, das sich bei ihren Kolleginnen wegen seines stillen, gedrückten Wesens keiner großen Beliebtheit erfreute. Gladys Halland hatte unter ihren Altersgenossinnen nur eine einzige Freundin, die mit ihr zusammen in der Wäscheabteilung beschäftigt war. An dieser Freundin hing sie dafür auch mit geradezu schwärmerischer Liebe. Eines Morgens im Februar 1910 erschien Gladys etwa eine halbe Stunde vor Geschäftsanfang bei ihrer Freundin und beschwor diese mit Tränen in den Augen, heute nicht in den Grand Bazar zu gehen. Ohne eine Erklärung für ihre auffallende Bitte zu geben, wiederholte sie nur immer wieder: „Wenn du mich lieb hast, bleib' heute daheim“. Doch die Freundin, die wohl fürchtete, ihr könnte durch das unentschuldigete Fernbleiben die Stelle aufgekündigt werden, machte sich trotzdem auf den Weg, begleitet von Gladys, die mit düsterem Gesicht neben ihr einher schritt. Da, kurz vor dem Geschäft, blieb Gladys stehen und flüchte mit anfänglich noch stockender Stimme die Freundin über ihre merkwürdige Bitte auf. Sie hatte in der Nacht geträumt, daß der Grand Bazar in Flammen stand, und da bereits mehrere ähnliche Träume von Unglücksfällen unmittelbar darauf in Erfüllung gegangen waren, wollte sie ihre Kollegin vor der drohenden Gefahr bewahren.

Durch diese Eröffnungen wurde die Freundin doch stutzig. Die beiden jungen Mädchen kamen dann überein, für die nächsten drei Tage unter einem dringenden Vorwand um Urlaub zu bitten, der ihnen auch gewährt wurde. Unsere Leser werden sich nun noch an jene erschütternden Schilderungen von dem großen Bazarbrande in New York erinnern, die Mitte Februar 1910 in allen deutschen Zeitungen zu lesen waren. Gladys Hallands Traum erfüllte sich wirklich schon am nächsten Tage. Der Grand Bazar wurde durch das Feuer vollständig zerstört, und nicht weniger als 79 Verkäuferinnen fanden ihren Tod in den Flammen.

Vor Ausbruch des russisch-japanischen Krieges war in dem Salon der Gräfin W. in Petersburg eines Abends eine Anzahl höherer russischer Würdenträger und Künstler versammelt. Man sprach über die politische Lage, über die Zuspikung der Verhältnisse in Ostasien und die Aussichten, die Rußland bei einem Kriege mit Japan hätte. Unter den Anwesenden befand sich auch General Kuropatkin und die Baronin von Fursa, eine weißhaarige Matrone, der man die Gabe des zweiten Gesichtes nachrühmte.

Frau von Fursa beteiligte sich auffallend wenig an dem Gespräch. Da fragte Kuropatkin sie, ob sie ihm nicht vielleicht auf Grund ihrer Sehergabe etwas über die kommenden Schicksale Rußlands angeben könne.

Die Baronin, die sehr wohl den etwas spöttischen Ton aus den Worten des Generals herausgehört hatte, erwiderte kühl: „Sie lächeln im Innern über mich, die das Unglück hat, traurige Ereignisse vorauszuahnen. Das weiß ich. Ich werde Ihnen morgen einen versiegelten Brief aufhändigen, General. Öffnen Sie ihn aber auf Ihr Ehrenwort erst nach zwei Jahren!“

Kuropatkin, der das Schreiben wirklich erhielt, hatte den Verfall in dem Salon der Gräfin W. trotz der inzwischen auf ihn einströmenden Ereignisse nicht vergessen. Am 2. Dezember 1905, kurz nach Abschluß des Friedens mit Japan, fanden sich einer Verabredung gemäß alle jene Personen wieder bei der Gräfin E. ein, die vor zwei Jahren Zeugen der geheimnisvollen Worte der Frau von Fursa gewesen waren. Als letzter erschien Kuropatkin. Vor aller Augen öffnete er den versiegelten Brief und las laut dessen Inhalt vor.

„Petersburg, den 2. Dezember 1903.“

Vor einer Woche hatte ich, als ich nachts schlaflos in dem völlig dunklen Zimmer im Bett lag, folgendes Gesicht. Ich sah eine weite, endlose Wasserfläche, auf der sich zwei Kriegsschiffe, in langsamer Fahrt aneinander vorübergehend, mit Geschossen überschütteten. Deutlich erkannte ich die Flaggen der feindlichen Kriegsschiffe, die russische und die japanische. Mehrere der russischen Panzer versanken. Dann verschwamm das Bild vor meinen Augen, bis die Nebelgebilde sich wieder zu einem einzigen, arg zerstückelten Fahrzeug mit drei Schornsteinen zusammenfügten, auf dem die russische Flagge wehte. Ich bemerkte mehrere japanische Dampfer, die das Fahrzeug emporschießen, sah weiter, daß unsere Flagge heruntergeholt und eine andere gehißt wurde. Hiernach kam es nur fürchten, daß wir in einem kommenden Kriege wenigstens zu Wasser besiegt werden.

Anna von Fursa.

Die Baronin hatte fraglos die unglückliche Seeschlacht bei Tschushima als zweites Gesicht geschaut. —

Die Freifrau von S., deren Sohn mit zu den Expeditionskorps gegen die Herero gehörte, war in den Kreisen ihrer Bekannten gleichfalls dafür bekannt, daß sie die Gabe des zweiten Gesichts besitze. Frau von S. soll durch diese Fähigkeit, Ereignisse im Bilde voraussehen zu können, in ihrer ganzen Gemütsverfassung schwer

Beziehungs.



„Grethel, gib mir einen Kuss.“
„Nein, jetzt nicht, der Vater sieht's, der steht dahinten, sieht du ihn denn nicht?“

geschädigt worden sein. Als ihr Sohn nach Südwest aufbrach, ängerte sie zu einer Freundin angstvoll: „Wenn ich nur davon verschont bliebe, Herberts Schicksal vorauszuahnen! Das könnte mein Tod sein.“

Einige Monate später befand sich Frau von S. mit ihrem Gatten abends im Kurtheater von Rissingen. Man gab einen sehr überaus modernen Schwan. Plötzlich mitten im zweiten Akt krampfte sie angstvoll den Arm ihres Gatten, stieß einen lauten Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Erst in ihrem Hotelzimmer kam sie wieder zu sich. Zunächst wick sie den Fragen ihres Gatten nach der Ursache des schweren Anfalls aus. Dann erzählte sie schließlich auf sein Drängen hin zögernd, sie habe plötzlich auf der Bühne ein ganz anderes Bild gesehen — eine tropische Landschaft, die von kämpfenden belebt war, darunter auch ihren Sohn, dem von einem Schwarzen mit einem Speer die Brust durchbohrt wurde.

Zwölf Tage später trafen aus Südwest die neuesten Verurteilten ein. Unter den Gefallenen befand sich auch Oberleutnant Herbert von S. Er war wirklich an demselben Abend geblieben, als seine Mutter im Rissingener Kurtheater das zweite Gesicht hatte.

Frau von S. starb wenige Tage darauf an einem heftigen Nervenfieber.

Gesundheitspflege des kindlichen Geistes.

Von Dr. Friedrich Roth. (Nachdem verboten.)

Die Frage, wie des Kindes Gemüt und Geist vor Krankheit bewahrt werden kann, darf nicht mit jener anderen verwechselt werden, die sich auf die beste und zweckmäßigste Erziehung des kindlichen Geistes, auf die Entwicklung aller der Fähigkeiten bezieht, die dem Erwachsenen Nutzen und Freude schaffen. Die letztere gehört in das Ressort des Pädagogen, die erstere in das des Arztes, nur darin berühren sie sich, daß die Erziehungspläne des Pädagogen die hygienischen Forderungen des Arztes als erfüllt voraussetzen müssen, wenn sie verwirklicht werden sollen. Denn geistige Gesundheit ist die erste Bedingung für körperliche und geistige Leistungsfähigkeit, zumindest für die, die weder „unternormal“ noch „übernormal“ ist.

Welches sind nun aber die Schädigungen, die den kindlichen Geist bedrohen, zu deren Abwehr es der Befolgung hygienischer Gebote bedarf? Es gibt deren zwei Gruppen: Schädigungen, die als vorübergehend bezeichnet werden können und solche, die entweder selbst dauernd das geistige Leben des Kindes belasten oder aber derlei Schädigungen herbeiführen. Die Grenze zwischen den beiden Gruppen läßt sich jedoch nicht scharf ziehen, in vielen Fällen können wir überhaupt noch nicht entscheiden, ob es sich da um einen bloß flüchtigen oder einen andauernden Defekt des kindlichen Geistes handelt. Jedenfalls darf die eine sicher festgestellte Tatsache nicht außer acht gelassen werden: ein unscheinbarer und ganz kurzer Eingriff in das seelische Gleichgewicht des Kindes kann oft zu schweren und langwierigen Störungen desselben führen.

Das gilt z. B. vom Schreck. Ein plötzliches Erschrecken kann eine so schwere nervöse Erkrankung hervorrufen, daß das Kind sein ganzes Leben lang an ihr laboriert. Überhaupt spielen bei der Entstehung der Nerven- und Gemütskrankheiten des Kindes die Affekte, insbesondere die plötzlich hereinbrechenden, eine große Rolle. Schreck und Furcht, übermäßige Freude und übergroßes Leid, Aufregung und Zorn sind hier ziemlich zu gleichen Teilen beteiligt. Es ergibt sich daraus die Notwendigkeit, das Kind so viel wie möglich vor den Erschütterungen des seelischen Gleichgewichts zu bewahren. Das geschieht am besten durch eine gleichmäßige Lebensführung, die natürlich nicht freudlos und leidlos zu sein braucht, es wahrscheinlich auch gar nicht sein kann, die aber sicherlich an die Stelle der heftigen Erregungen kleine Freuden und kleine Leiden treten läßt. Die geistige Tätigkeit des Kindes darf niemals bis an die Grenze seiner geistigen Arbeitskraft getrieben werden. Der Erwachsene mag seine Arbeit beendigen, wenn sich die ersten Spuren von Ermüdung bemerkbar machen, das Kind muß viel früher aufhören. Seine Kräfte müssen nach beendigter Arbeit (im strengeren Sinne des Wortes) noch zu Spiel, Sport und Scherz hinreichen. Das Kind ist keine Arbeitsmaschine, sondern ein in der Entwicklung begriffener Organismus, für den die strenge Arbeit nur ein Erziehungs- und Entwicklungsmittel neben anderen sein darf.

Besondere Wichtigkeit kommt allen den Faktoren zu, die das geistige Leben des Menschen auf dem Wege durch den Körper beeinflussen. Vor allem den Genußgiften, die durch den Darm in das Blut und von diesem in das Gehirn gelangen. Bier, Wein, Nikotin schädigen in allen — auch den kleinsten — Quantitäten die Leistungsfähigkeit des kindlichen Geistes, und nicht etwa nur einen Augenblick lang. Dasselbe gilt aber auch vom Kaffee und Tee. In der Zeiteinteilung des Kindes müssen Leibesübungen aller Art, Bewegungsspiele, Spaziergänge, Turnübungen, genügend berücksichtigt werden. Wie viel Zeit auf sie verwendet werden muß, damit Gemüt und Geist vor Schädigungen geschützt bleiben, das läßt sich nicht allgemeingültig sagen, weil hier die individuelle Körperkonstitution, der Gesundheitszustand, Alter und Jahreszeit allzu sehr ins Gewicht fallen. Bei allmählicher, schrittweiser Gewöhnung an sie ist das Ziel jedenfalls besser als das Zuwenig.

Und noch einige Worte über den Schlaf, der ja die durch die Arbeit des vorhergehenden Tages verbrauchten körperlichen und geistigen Spannkraft des Kindes erneuern soll. Das Kind muß daran gewöhnt werden, Abend für Abend zur selben Stunde ohne Zwang sein Lager aufzusuchen. Ist es einmal zu Bett, dann soll es in der kürzesten Zeit einschlafen. Es braucht vielen und ausgiebigen Schlaf, jedoch nicht übermäßig vielen. Neun Stunden stellen für gesunde Kinder, die nicht zu klein sind, das Maximum dar. Nach dem Erwachen muß das Kind frisch und munter sein. Ein Schlaf, der noch den ganzen Vormittag in übler Laune und Mattigkeit nachwirkt, ist ein sicheres Zeichen dafür, daß die Nerven des Kindes nicht völlig in Ordnung sind und der ausgiebigsten Schonung und Pflege bedürfen.

Unsere Bilder

Die neue Landesbibliothek in Kassel. In Kassel ist für das Hessenland eine Landesbibliothek errichtet worden, die im Januar feierlich eingeweiht wurde. In diesem Gebäude, das sich an dem Wilhelmplatz an der Straße nach Wilhelmshöhe erhebt, befindet sich auch ein Museum für Hessen.

Das Prinzregent-Luitpold-Denkmal in Oberpfalz im bayerischen Allgäu, das kürzlich enthüllt wurde. Das Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Abt von Mindelheim und zeigt den Prinzregenten in der charakteristischen oberbayerischen Jägertracht. Die Figur ist 2,60 m hoch und in Kupfer getrieben; sie ist etwa 16 Zentner schwer.

Das metallische Rieseneichhorn und Prevosts Eichhorn im Berliner Zoologischen Garten. Die jetzt bekannten größten Eichhornarten sind die in Südastien lebenden Rieseneichhörner, sie haben die Größe einer Haustaube, erscheinen aber eher stattlicher durch den großen buschigen Schwanz. Was bisher von ihnen in Zoologischen Gärten gezeigt worden ist, war immer eine bestimmte Art, *Sciurus leucogaster*, von kastanienbrauner Farbe mit gelbweißer Bauchseite und schwarzem Schwanz. Das hier abgebildete Exemplar, das sich zurzeit noch lebend im Zoologischen Garten zu Berlin befindet, ist aber eine neue Art, *Sciurus bicolor*, die im Gegensatz zu den vorhergenannten eine mehr schwarze Behaarung aufweist; der Schwanz ist allerdings nur an der oberen Hälfte schwarz, während der übrige Teil sehr lichtgelb gefärbt ist. Das daneben abgebildete kleine Eichhorn, *Sciurus prevostii*, zeichnet sich durch seine auffallenden Farben aus: schwarz, weiß, rot. Es besitzt die Größe unserer einheimischen Eichhörner und wird vermuthlich aus Singapur hier in den Handel gebracht, ist deshalb auch in zoologischen Gärten nicht gerade selten.

Die Alpbinger Hütte des Alpenen Skiclubs München bei Kirchberg in Tirol. Der Alpine Skiclub München, der im vergangenen Jahre sein zehnjähriges Bestehen feiern konnte, hat vor einigen Wochen seine erste Winte-

hütte, die Robinger Hütte am Harlasanger, 1532 in hoch gelegenen, feierlich eröffnet. Diese Winter- oder Skihütte ist von der an der Eislabahn gelegenen Eisenbahnstation Kirchberg durch das Spertental in zitta drei Stunden bequem zu erreichen, eine Stunde Landstraße und zwei Stunden Aufstieg auf gutmarkierter Stroute. In dem weiten und als Skigelände rühmlich bekanntem Gebiet der Kitzbüheler Berge ist, abgesehen von dem ganzjährig bewirtschafteten Hause am Kitzbüheler Horn, eine andre für die Ausübung des Skisportes so günstig gelegene Winterhütte noch nicht zu finden. Fünfundzwanzig Personen können bequem in der Robinger Hütte nächtigen. An Sonn- und Feiertagen bleibt das Haus für die Mitglieder des Alpinen Skiclubs vorbehalten; an den übrigen Tagen können auch andre Skitouristen gegen entsprechende Legitimation daselbst gute Unterkunft finden. Die nächste Umgebung der auch landschaftlich prächtig gelegenen Winterhütte — von ihr aus hat man entzückende Fernsichten auf die benachbarten Gebirgszüge — bietet Übungsgelände in allen Schwierigkeiten; außerdem ist das Haus ein vorzüglicher Stützpunkt für kleinere und größere alpine Touren.

Freiherr Konrad von Höbendorf, der neue österreichische Generalstabschef, trat an die Stelle des bisherigen Generalstabschefs von Schemua. Freiherr von Höbendorf bekleidete bereits vor einem Jahre das Amt eines Generalstabschefs, mußte aber damals zurücktreten, da seine allzu kriegerischen Absichten gegen Italien sich mit der Politik des Grafen Threnthal nicht vertrugen.

Judische Fürstengräber. In Indien, wo unendlicher Reichtum und tiefe Armut friedlich nebeneinander wohnen, wurden zu allen Zeiten die Fürsten und die Heiligen von der Masse als höhere Wesen verehrt, und ebenso wurden sie bestattet. — Unsere Abbildung zeigt mehrere Heiligengräber bei Bhaje; sie tragen das in der indischen Architektur oftmals wiederkehrende Bild der Wasserblase, die für die Buddhisten das Symbol der Vergänglichkeit ist.

Auf der Saujagd. Die Saujagd mochte einst, als man den grimmigen Keiler noch mit großen Mühen jagte und den Mattgeherten dann mit der Saufeder, einem kurzen Spieß, abstach, romantischer gewesen sein als jetzt, wo man den Schwarzkittel mit der Büchse aufs Korn nimmt und niederknallt. Wer erinnert sich nicht der romantischen Schilderung in Gottfried Kinkels Epos „Otto der Schütz“. Immerhin aber, das beweist uns das Gemälde von Otto Neudagel, ist auch ein solches modernes Jagdbild noch voll malerischer Reize. Schon die stille Waldwinterstimmung gibt einen feinen Gegensatz zu den gejagten knurrigen Vurcheu, die durch das Dickicht brechen in wilder Jagd, während einer getroffen sich im weißen Schnee bereits wälzt und ihn mit seinem Blute rot färbt. Die schöne Winterstimmung des deutschen Waldes aber wäre auch ohne die Saujagd ein prächtiges Bild geworden.

wirt.“ — Sofort erschien der Sänger auf der Bühne und rief dem Publikum mit kräftiger Stimme zu: „Er hat recht; er muß es wissen, denn er war mein Hausknecht.“ Das Publikum nahm diese Enthüllung mit großer Heiterkeit auf und verzieh dem Buffo sein unüberlegtes Betragen. M. S.

Gemeinnütziges

Langgestreckte und niedrige Schlittschuhe eignen sich besonders gut zum Schnelllaufen. Von Nutzen ist es auch für die Erzielung großer Geschwindigkeiten, wenn man lang ausgreift und schleudernde Handbewegungen macht.

Warmer Stand sagt den Callas nicht zu. Käsebesatz, langer Blattwuchs und geringe Wärme sind die Folge. Ein sonniges Fenster im kühleren Zimmer ist der beste Platz.

Die Wirkung des künstlichen Lichtes auf die Augen. Es ist ein Haupterfordernis der Gesundheitspflege, daß das künstliche Licht dem natürlichen ziemlich gleich sein soll, wenn es keinen schädlichen Einfluß auf die Augen ausüben soll. Entspricht nun unser künstliches Licht den Forderungen der Hygiene? Viel viel bei Licht arbeiten muß, wird wissen, daß dies nicht der Fall ist. Alles künstliche Licht greift die Augen mehr an als Tageslicht. Aber es ist auch ein Unterschied zu machen zwischen den verschiedenen Lichtquellen. Der Gehalt an Strahlen bedingt nämlich die Schädlichkeit oder Nützlichkeit des künstlichen Lichts. Je größer der Gehalt an kurzwelligigen Strahlen, desto mehr werden die Augen geschädigt. Nach dem „Archiv für Augenheilkunde“ sind unsere Lichtquellen in folgender Reihenfolge zu bewerten: 1. Petroleumlicht, 2. Gaslicht, 3. elektrisches Licht, 4. Kerzenlicht, 5. Naphthalenlicht. Petroleumlicht ist danach am besten, weil es die wenigsten kurzwelligigen Strahlen aufweist. Naphthalenlicht enthält dagegen die meisten kurzwelligigen Strahlen und ist daher für die Augen am schädlichsten.

— Die Zuträglichkeit oder Schädlichkeit des Lichts kann jeder leicht wahrnehmen. Licht mit einem hohen Gehalt kurzwelliger Strahlen ist grell und blendend, so daß es die Augen bald ermüdet. Indes läßt sich die Schädlichkeit des Lichts vermindern, und zwar durch dicke Glaszylinder, sowie auch durch verschieden gefärbte Gläser. Orangefarbene, grüne und rote Gläser sind am zweckentsprechendsten. Von größter Wichtigkeit ist aber auch, daß die Brenner in gutem Zustande gehalten werden, damit die Lichtstrahlen sich in ihrer ganzen Fülle ungehindert entwickeln können. Vom Spirituslicht erwähnt genannte Zeitschrift nichts, wir wissen aber aus anderer Quelle, daß es dem Petroleumlicht, was Unschädlichkeit für die Augen anbetrifft, rühmlichst an die Seite gestellt werden kann. Man sieht, die gute, alte Petroleumlampe ist durchaus noch nicht zu verwerfen, freilich darf sie nicht riechen, wodurch sie in anderer Weise wieder schädlich auf die Gesundheit wirkt. Dieser schlechte Geruch aber, durch den sie in letzter Zeit hauptsächlich so stark in Mißkredit geraten ist, ist wieder nichts weiter als — Unreinlichkeit derjenigen, die sie zu besorgen haben, also in erster Linie der Hausfrauen. S. B.



Wach ein Schriftexperte.

Richter: „Sie behaupten also bestimmt, daß der Sicheltoni es war, der Ihnen in der Nacht vom 30. bis 31. Mai die Prügel verabreicht — Sie sagen aber selbst, daß es hinter war, daß man seine eigene Hand nicht vor Augen sehen konnte!“
 Kläger: „Das ist gleich, Herr Gerichtshof, dem sei' Handchrift ten!' i also schon lang auswendig!“

Spirituslicht erwähnt genannte Zeitschrift nichts, wir wissen aber aus anderer Quelle, daß es dem Petroleumlicht, was Unschädlichkeit für die Augen anbetrifft, rühmlichst an die Seite gestellt werden kann. Man sieht, die gute, alte Petroleumlampe ist durchaus noch nicht zu verwerfen, freilich darf sie nicht riechen, wodurch sie in anderer Weise wieder schädlich auf die Gesundheit wirkt. Dieser schlechte Geruch aber, durch den sie in letzter Zeit hauptsächlich so stark in Mißkredit geraten ist, ist wieder nichts weiter als — Unreinlichkeit derjenigen, die sie zu besorgen haben, also in erster Linie der Hausfrauen. S. B.

Allerlei

Nachrichtsvoll. Theaterdirektor zu seinem Liebhaber: „In der Szene, wo Sie zu rufen haben: 'Glorie Vande', sprechen Sie, bitte, nicht zu Vogel und Parkett, sondern zur Galerie hinauf.“

Unbedacht. Kommiss: „Herr Prinzipal, Ihre Frau Gemahlin wünscht Sie am Telephon zu sprechen.“ — Chef: „Sagen Sie ihr, ich hätte jetzt keine Zeit.“ (drohend): „aber in anständigem Tone — nicht etwa so, wie ich zu Ihnen spreche!“

Naiv. Erster B a c k f i s c h: „Ich glaube immer, dein Verehrer ist, wenn er sich auch nicht zu erkennen gibt, ein Student!“ — Zweiter B a c k f i s c h: „Was fällt dir ein! . . . Er hat ja eine Uhr!“

König und Narr. Heinrich II., König von Frankreich, hatte einen Hofnarren, der jedoch seine Späße einst so weit trieb, daß durch ein Pulver, das er in die Limonade geschüttelt hatte, mehrere Hofdamen schwer erkrankten und eine davon starb. Der König, äußerst aufgebracht über die Frechheit des Menschen, verurteilte ihn ohne weiteres zum Tode. „Gnade, Gnade!“ schrie der Narr, in seiner Angst auf die Knie stürzend. — „Die einzige Gnade sei dir gewährt, daß du die Todesart selbst dir wählen kannst!“ versetzte der König streng. — „Gut“, rief der Narr und sprang empor, „so will ich denn an Alterschwäche sterben!“ Heinrich lächelte und — gewährte. M. S.

Amerikanisch. Ein Bassbuffo, welcher bei einer in den Vereinigten Staaten reisenden Operngesellschaft engagiert ist, hat wiederholt Gelegenheit gesucht, von der Bühne herab Antikritik zu üben, indem er den mißfälligen Äußerungen des Publikums Spott und Troß entgegensetzte. Als er kürzlich wieder ausgepöfien wurde, warf er herausfordernde Blicke in das Publikum, drehte sich auf dem Absatz um und verließ geräuschvoll die Bühne. Im Auditorium erhob sich eine Unruhe, die immer bedenklicher wurde und endlich den Unternehmer veranlaßte, hervorzutreten und das Verhalten seines Bassisten zu entschuldigen, indem er sagte: „Ach bitte des verehrungswürdigen Publikums, dem Mann zu verzeihen: er war früher Meisip-

Palindrom.

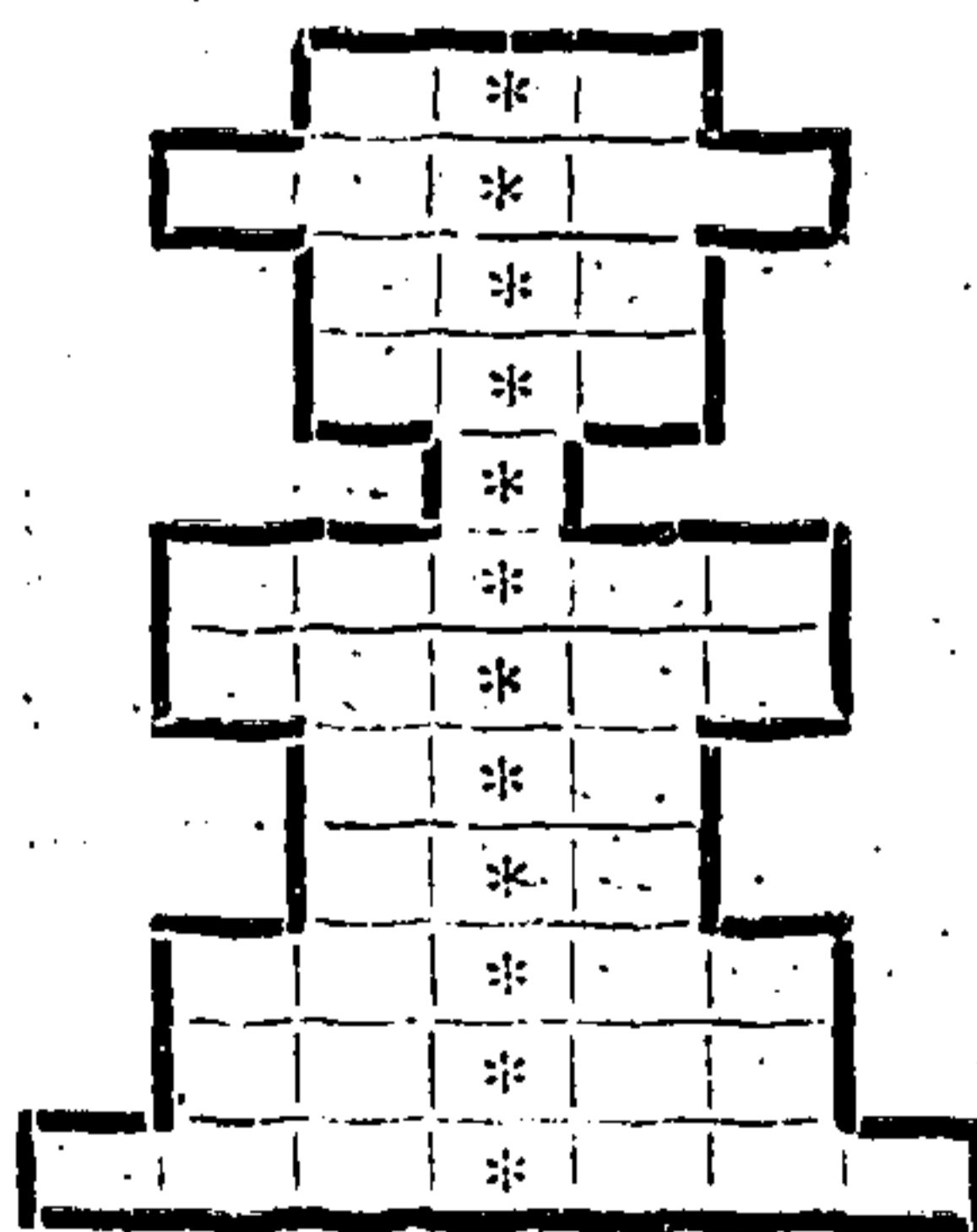
Es wird mit mir ein Mann genannt,
 Von rückwärts werde ich verbrannt.
 Julius Fald.

Scherzrätsel.

Am Kopf ein Auge und nichts weiter,
 Der Müßiggang ist mein Beschleier.
 Melitta Berg.

Postamenträtsel.

Werden in nebenstehende Figur Wörter eingetragen, welche folgendes bezeichnen: 1) einen Fisch, 2) einen Vogel, 3) einen Vogel, 4) eine erdige Masse, 5) einen Vokalanten, 6) eine Göttin, 7) eine Getreideart, 8) einen Vogel, 9) ein Reptil, 10) eine Schlangengatt., 11) ein Insekt, 12) eine Pflanze, so ergibt die mit Sternchen bezeichn. Reihe den Namen eines Schmetterlings.
 Helene Hein.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Rätsel.

Mein Erstes ist 2,4 einer Stadt im schönen Schweiz-
 zerland,
 Mein Zweites ist 2,4 eines Mädchennamens wohl-
 bekannt;
 Frag' ich, worauf wir Deutsche stolz, mein Ganzes
 wird ja gleichgenannt.
 Melitta Berg.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Eisenrätsels: Schlüffel, Schüssel, Schlüffelbein. — Des Synonymes: Vier.

Alle Rechte vorbehalten.